In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ •

Nr. 228. Posen, den 4. Oktober 1928. 2. Jahrg.

Knockout Europa.

Ein phantastischer Roman von Ludwig von Wohl.

20. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

Der Konsul pfiff durch die Zähne. Sein Gehirn arbeitete mit Hochdruck. Dieser Webster war ein unbezahlbarer Spion.

Er dachte an das „endlich“ Neerinks, als die ersten Schüsse krachten. Ein Plan von ungeheuern Ausmaßen? Dieser Neerink die Seele des Ganzen? Ein neuer Mahdi?

Es mußte gehandelt werden. Sofort.

„Ich gehe sofort zum Gouverneur zurück,“ sagte er hastig. „Gehen Sie nach Haus, Mr. Webster, bestellen Sie der Lady, ich ließ mich für heute und morgen entschuldigen. Ich muß verreisen.“

Webster sah ihn betroffen an. „Verreisen, Sir? Jetzt? Wohin?“

„Verstehen Sie nicht?“

Der ruhige, stets kühle Mann flammte vor Erregung. „Mohammed Abdallah ist im Augenblick Englands gefährlichster Feind. Er kann nur an zwei Orten sein. Hier oder im Hauran. Bei seinem Stamm. Vermutlich ist er noch hier. Wäre es nicht der Fall, so hätte man die bekannten ersten Unruhezeichen bei den Drusen bemerkt. So etwas verbirgt sich ja niemals ganz. Auch wäre Amram ben Said, sein Neffe, der jetzige Scheich, schon hier, um sich zu beschweren. Er ist ehrgeizig. Auf alle Fälle aber wird Mohammed, wenn der Mahdiaufstand losbricht, zuerst zu seinem Stamm wollen. Ich kenne diese Leute. Da muß man vorbeugen. Amram ben Safid muß gewonnen werden. Ich muß sofort in den Hauran. Das überlasse ich den Franzosen nicht. Es ist zu gefährlich. Für mich wird es nicht besonders schwer sein. Der Scheich ist Schiit, und ich glaube, die Schiiten halten nicht allzuviel vom Mahdi an sich. Außerdem liebt er das Geld. Das englische Pfund steht besser als der französische Franken. Letzten Endes ist es auch immer gut, zu wissen, wie die Drusen gesinnt sind. Ich muß einen Sonderzug haben.“

„Wollen Sie den Gouverneur nicht veranlassen, Neerink zu verhaften, Sir?“

Der Konsul überlegte. „Nein . . . noch nicht,“ sagte er dann. „Er darf sich sogar noch nicht einmal unsicher fühlen . . . es wäre zu früh. Erst müssen wir seinen Mahdi unschädlich machen. Er darf bei seinem Stamm nicht wieder aufgenommen werden, wenn er hinkommt, sondern . . . nun, das findet sich. Wenn ich zurück bin, sprechen wir von allem weitern. Morgen, spätestens übermorgen. Natürlich muß man ihn beobachten. Das veranlassen Sie am besten. Unsre Leute, keine Franzosen. Dem Gouverneur gegenüber erwähne ich die Sache mit Mohammed Abdallah gar nicht, sonst läßt er sich nicht hindern, Neerink zu verhaften. Und der sagt im Gefängnis nichts aus, schätze ich. Allgemeine Aufruhrbestrebungen, noch nicht völlig bewiesen, aber stark verdächtig, verstehen Sie? Das genügt für Jouvain. Er wird sich nicht weigern, mich die Sache allein machen zu lassen. Ich glaube, er ist nicht sehr von sich überzeugt, in diesem Augenblick. Leben Sie wohl, Mr. Webster. Ich danke Ihnen.“

Der Konsul ging zum Gouvernementsgebäude zurück.

Eine halbe Stunde später raste er mit einer schriftlichen Vollmacht Jouvains auf einem Pferd des Gouvernements zum Bahnhof, wo man den Sonderzug — Lokomotive, Tender, ein Wagen — bereits für ihn zusammenstellte.

Er hatte alles erreicht, was er wollte.

General Jouvain saß matt und gebrochen am Schreibtisch. Es war aus. Er hatte nicht nach seinem eignen Willen gehandelt — er war benutzt worden wie eine Waffe, nein wie ein Werkzeug. Behorcht, überlistet, bei seinen Fehlern schlau gepackt von diesem Teufel, diesem Teufel! Und hatte es nicht erkannt, mußte es sich erst von diesem Engländer sagen und beweisen lassen. Von diesem Engländer, der zwanzig Jahre jünger war als er.

Verhöhnt war man, durch den Dreck geschleift von einem Neerink!

Jouvain stöhnte unter der schwersten Erkenntnis, die ihn hatte treffen können. Er war nicht der Mann, für den er sich gehalten hatte. Er war ein alter Narr —

Er beugte den grauen Kopf.

Lange saß er und rührte sich nicht.

Endlich ergriff er die Feder, nahm einen amtlich bedruckten Bogen und schrieb.

„An den Herrn Minister für die Kolonien. Paris.“

Der Generalgouverneur Jules Jouvain reichte seine Entlassung ein.

XIII.

„El Ghuta,“ sagte Neerink und deutete mit glänzenden Augen auf die endlos scheinende, blumenbedeckte Ebene.

Sie standen vor den Toren von Damaskus, das von der herrlichsten Ebene der Welt umgeben wird.

Aus saftigem Gras sprießen Bäume, und acht Bäche murmeln eintönigen Sang durch den Blumengarten, der sie umschmeichelt.

Gerd Neerink ging Hand in Hand mit der Frau, die O'as Augen hatte. Sie folgte ihm wie ein Kind.

Nur von Zeit zu Zeit blieb sie stehen und schien sich selbst etwas fragen zu müssen, fragen zu wollen.

Aber sie fand wohl die Antwort nicht; denn sie schüttelte den Kopf und ging weiter mit einem wie horchenden Lächeln.

Sie standen bis an die Knie in den Blumen und ließen sich einhüllen von dem tiefgrünen Abendmantel der Nacht, in dem die ersten silbernen Sternwelten funkelten.

Freude, dachte Neerink. Glück. Schönheit. Friede.

Er sah die Begriffe vor sich wie etwas, das ihm seit Jahrtausenden entfremdet war und dessen leiser Duft ihn anwehte wie aus dem Paradies heraus.

Er fragte sich nicht. Er nahm auf, trank wie ein Verschmachtender.

O'as Augen!

Weiß leuchteten fern die Strahlen der Omaijaden-Moschee, die allein würdig gewesen war, Ort zu sein für das, was ihm die Frau erzählt hatte.

Das Brautminarett El Charbije — und das Isa-Minarett, unter dem sie gestanden hatten und auf dessen höchstem Rundbalken am Jüngsten Tag Christus stehen wird, um die Lebendigen und Toten zu richten, wie der Koran lehrt.

Es war die Zeit des Aschia, des Nachtgebets. Die Sonne war längst untergetaucht.

Auf der Straße vom Hauran her kam eine Karawane. Reiter in weißem Haik mit dem Keffije um den Kopf. Hochbeinige Kamele.

Plötzlich hielt die lange Reihe.

Alle Reiter stiegen ab und knieten nieder, die Hände ineinander verschlungen, in der Kibbla, der Richtung nach Mekka.

„Allah il Allah we Mohammed rassul Allah!"

In dieser Stunde fühlte Reerink wieder, was tief verborgener Zweck seines Lebens gewesen war: die Suche nach dem Schönen. Nach dem Schönen, also auch nach dem Guten. – Denn Schönheit ist nur schön, wenn sie gut ist.

Aber er empfand nicht, wie weit er sich getrennt hatte von seinem Ziel. Es gab keine Vergangenheit.

Aus einem Tor der Stadt stob ein Reiter. Er ritt auf der Straße nach dem Hauran.

Die Karawane betete noch immer. Der Reiter kehrte sich nicht daran.

Ohne sein Pferd zu zügeln, sauste er an ihnen vorüber und verschwand, in eine dichte Staubwolke gehüllt.

Einzelne der Betenden sahen ihm nach.

Es waren keine freundlichen Blicke, die diesem Mann folgten, der das Aschia vergaß und Betende störte.

Es ist immer ein Störenfried, dachte Reerink. Einer, der in den Frieden einbricht. Aber — er ist verschwunden — er ist fort. Das Verhängnis ist fort. Vielleicht —

„Es wird kühl," sagte die Frau.

Sofort empfand Reerink den frischen Luftstrom, der über die Ebene ging. „Laß uns gehen," sagte er leise.

Sie gingen wie Träumende. Tief in der Stadt erst fiel es ihm ein, wo sie wohnte. Er brachte sie heim.

Am Tor sagte sie lächelnd: „Jetzt muß ich dich heimbringen."

Und der Rückweg wurde zu einem seligen Gang um die ganze Stadt. Es war tiefe Nacht, als sie endlich die Altstadt erreichten und sein Haus. Alles schien anders, schöner, wohltuend, was beleidigend gewesen war, befreiend, was niedergedrückt hatte.

Er nahm ihre Hand, eine feine weiche Hand, und küßte sie. Dann ging er ins Haus.

Die Stufen waren steil und schmutzig wie immer. Nur der Geruch störte. Was war das für ein seltsamer, fader, süßlicher Geruch?

Er schloß die Tür auf.

„Ali!"

Keine Antwort.

„Ali!"

Nichts rührte sich.

Ungeduldig ging er zur zweiten Tür.

„Ali!"

Da saß Ali und schlief.

Reerink lachte. Netter Wächter! „He — Ali! Mach auf!" Er rüttelte ihn. Da fiel Ali um, steif, krampfig.

Mit einem jähen Laut fuhr Reerink zurück.

Der Mund des Taubstummen war weit offen, ein feiner Blutstreif rieselte über das Kinn und tropfte auf den Anzug. Die Augen waren unnatürlich verdreht.

Ali war tot. In seiner Brust steckte ein Messer.

Es konnte erst wenige Stunden her sein. Der Körper war noch nicht völlig erkaltet.

Mit einem Sprung war Reerink im Zimmer Mohammed Abdallahs. Es war leer.

Reerink stand wie eine Statue. Er hatte die Fäuste auf der Brust geballt und sann. Plötzlich schrie er auf, daß es durch den engen Raum dröhnte.

„Der Reiter! Der Reiter!"

Und leiser, fast murmelnd: „Das Verhängnis. Er ist fort. In den Hauran natürlich. Zu seinem Stamm."

Plötzlich war er mit einem wilden Satz an der Tür, raste die Treppe hinunter und hielt. Vor ihm stand sie — die Frau. Sie wartete. Nur einen Augenblick zögerte er. Dann ergriff er ihre Hand. „Komm . . . schnell!"

Ein Eselwagen polterte vorbei. Ein Boxhieb schlug den völlig verblüfften Araber vom Sitz, Reerink hob Lady Maud hinein, saß oben, die Peitsche klatschte dem Grautier um die Ohren. In wildem Galopp stob es die Straße entlang.

Auf einem Eselwagen, dachte er grimmig. Ich verdiene nichts Besseres.

Wenige Minuten tollen Jagens. Da war der Bahnhof. Der Wagen hielt.

Reerink hob die Lady heraus.

Die Station war öde und verlassen.

Es ging kein Zug. Der Gouverneur hatte alles zurückhalten lassen, um die Führer des Aufruhrs an der Flucht zu verhindern. Ein paar Güterzüge standen da. Der eine hatte eine Lokomotive, und — sie rauchte! Der Teufel mochte wissen, warum.

Reerink stieß ein Knurren der Befriedigung aus und lief quer über die Geleise.

Weit und breit war kein Mensch zu sehen.

Schon war er an der Kupplung, die den prall gefüllten Tender mit dem Güterzug verband. Eilig löste er sie los.

Mit einem Sprung stand er auf der Lokomotive, einer riesigen Maschine, scheinbar neuerer Bauart.

„Ein Heizer!" sagte er wütend und stampfte mit dem Fuß, daß die Eisenplatte dröhnte. „Ein Heizer her!"

„Was gibt es denn hier?" Eine schmächtige Gestalt im Käppi der Bahnbeamten tauchte auf. „Wer sind Sie?"

„Da bist du ja," sagte Reerink triumphierend. Seine Rechte packte den Mann am Kragen. Ein Ruck — und er stand neben ihm auf der Plattform.

Ein paar Handgriffe an der Maschine; zischend drang der Dampf in die Ventile.

Langsam begannen sich die riesigen Räder zu drehen.

„Sie sind ja toll!" schrie der Mann.

Reerink packte ihn wieder beim Kragen und lachte ihm breit ins Gesicht. „Heize!" schrie er und schüttelte ihn, daß ihm die Glieder schlotterten. „Los!"

Dem armen Kerl stand der helle Angstschweiß auf der Stirn. Was würde dieser Verrückte mit ihm machen! Gleichwohl gehorchte er.

Lange konnte es ja nicht dauern, bis man die Maschine anhalten ließ. Es mußte doch bemerkt werden, daß . .

Aber die Herren Beamten saßen zitternd im Zimmer des Stationsvorstehers, zusammengedrängt wie Schafe im Gewitter. Sie hörten wohl den Lärm der sich in Gang setzenden Maschine. Wer aber konnte wissen, was da draußen auf sie wartete. Heute, wo die Granaten nur so gehagelt hatten.

Man beschloß, ohne daß man sich erst darüber beraten mußte, Vogel Strauß zu spielen. Mochte draußen geschehen, was da wolle.

Die Maschine lief schneller und schneller. Sie ließ den Bahnhof mit seinen spärlichen Lichtern hinter sich und fuhr auf der Strecke nach dem Hauran.

Wieder knurrte Reerink befriedigt. Die Weiche brauchte nicht erst umgestellt zu werden. Vielleicht war der Güterzug nach Derat bestimmt gewesen, da unten am Dschebel ez Zumal.

Er öffnete die Ventile ganz.

Die Maschine schoß vorwärts, schwankend, stampfend und schlingernd, da ihr der Halt des langen Zuges fehlte.

„Vorwärts, vorwärts," sagte Reerink drängend, und spannte die Muskeln, als säße er zu Pferd.

(Fortsetzung folgt.)



Ganz Hollywood ist in Aufruhr! Die Filmkolonie ist ganz aus dem Häuschen! Kein Wunder, denn die Neuigkeit ist soeben bekannt geworden, daß Florence **Vidor**, der liebte Paramount-Star, und Jascha **Heifetz**, rühmlichst bekannter Violinist, heimlich vor acht Tagen in Neuyork heirateten. Da die Ankunft der neugebackenen Eheleute jeden Augenblick stattfinden kann — denn es wurde bekannt, daß sie ihre Flitterwochen hier verleben werden —, sind Vorbereitungen für einen königlichen Empfang in aller Eile getroffen worden. Trotzdem Fräulein Vidor und Herr Heifetz ihre Freunde mit ihrer plötzlichen Heirat überraschten, war ihre Romanze nicht ganz und gar ein Geheimnis geblieben. Beider Namen wurden in der letzten Zeit schon des öfteren in abenteuerlicher Weise verknüpft, und zwar das letzte Mal, als sie mit dem gleichen Dampfer von Europa zurückkehrten.

Das Paar lernte sich vor zwei Jahren in Kalifornien kennen. Heifetz befand sich damals auf einer Konzerttour. Er ist eines der sensationellsten Genies der Violine, der je die Gunst des Publikums gewann. Trotzdem er erst 27 Jahre alt ist, wird er von den Kritiken als der größte Violinist, der lebt, bezeichnet. Heifetz wurde seit seinem dritten Lebensjahr von dem berühmten Leopold Auer ausgebildet und tritt seit seinem 7. Jahr in Konzerten auf. Fräulein Vidors Filmkarriere ist nicht ganz so bunt wie die ihres Gatten, doch ist sie in ihrem Feld nicht minder erfolgreich. Im Gegenteil, die Summe ihrer Anbeter ist viel größer wie die ihres Gatten, denn ihre Filme wurden bereits Millionen von Menschen in der ganzen Welt gezeigt. Trotzdem Fräulein Vidor noch sehr jung ist, wird sie als Filmpionier bezeichnet, denn sie ist schon seit 1915 im Film tätig. Ihre neuesten Filme sind „Ihr großer Flirt" und „Scheidung vor der Ehe".

Florence Vidors Heirat, welche der Adolphe Menjous mit seiner Gegenspielerin Kathryn Carver auf den Fersen folgte, hat in Hollywood eine fieberhafte Spannung hervorgerufen. Die Frage: Wer wird der nächste sein?" ist überall zu hören. Man wispert, daß . . . aber ich denke, ich schweige lieber noch!

*

Eine trainierte Katze ist in Hollywood mehr wert als ein hübsches Mädel. Sie wollen es nicht glauben? Hier ist der Beweis: Zwei Schwestern, Nadine und Catherine Dennis, kamen vor sieben Jahren nach der Filmzentrale. Sie hoffen noch immer, daß sie eines Tages größere Rollen als Komparsenrollen erhalten werden, welche bis heute ihre ganzen Filmerfolge waren. Aber sie brauchen sich um ihr tägliches Brot nicht weiter zu sorgen, denn sie haben ja Puzzums. Puzzums ist eine Katze. Nadine und Catherine fanden sie, als sie eines Abends eine Seitenstraße passierten. Damals war Puzzums noch ein sehr junges Kätzchen, und auch ein sehr hungriges! Sie zogen Puzzums auf und dressierten sie, und zwar so gut, daß Puzzums heute die ganze Familie ernährt. Sie bekommt 50 Dollar pro Tag. Wenn die Schwestern beschäftigt sind, erhalten sie 10 Dollar. Warum? Weil es in Hollywood sehr viele hübsche Mädels, aber sehr wenige gut dressierte Katzen gibt!

*

Paul Guertzman, ein fünfzehnjähriger russischer Flüchtling, ist soeben in Hollywood angekommen, woselbst er mit Emil **Jannings**, **Adolphe Menjou**, **Pola Negri**, **Clara Bow**, **Bebe Daniels** und anderen Paramount-Filmschauspielern bei der Paramount unter Kontrakt ist. Die Geschichte, wie dieser arme Junge, welcher kein Wort Englisch kannte und noch nie irgend welche Filmausbildung genoß, seine Chance erhielt, beweist wieder einmal die Wahrheit des Sprichworts: „Wo ein Wille ist, ist auch ein Weg". Und es beweist noch mehr. Es beweist, daß Ehrgeiz gepaart mit Talent, der Entschlossenheit und Ausdauer als Rückenstärke hat, sogar die Filmtore durchbricht. In der Tat, eine ganz außergewöhnliche Leistung!

Als Paramounts Vizepräsident Jesse L. Lasky kürzlich in Paris eintraf, folgte Guertzman ihm auf Schritt und Tritt. Des Morgens und Abends stand er vor Laskys Hotelzimmer. Als Hotelbedienstete ihm den Zutritt zum Hotel verwehrten, schlich er sich durch den Dienstboteneingang ins Hotel. Vor ihm gab es einfach kein Entfliehen. Ein jedes Mal, wenn der Filmmagnat erschien, bat Paul ihn um eine Anstellung beim Film. Lasky, obwohl er kein Wort Französisch versteht, konnte die Gesten des Knaben wohl verstehen. Herr Lasky gab Paul scherzhafterweise den Namen „Schatten" und ließ ihm durch einen Dolmetscher sagen, daß er ihn nicht brauchen könne und er sich packen solle. „Sagen Sie Herrn Lasky," erwiderte der Junge, „daß ich so lange warten werde, bis er bei besserer Laune ist." Diese Antwort machte solchen Eindruck auf den Produzenten, daß er Paul zu sich ins Zimmer rief, ihn anhörte und sich schließlich einverstanden erklärte, ihn nach Hollywood zu senden.

Während Paul nun in der Schule des Paramount-Ateliers Englisch lernt und in die Grundlagen der Kameratechnik und Schminke studiert, träumen seine verwitwete Mutter und sein älterer Bruder in Paris von dem Tag, an welchem er ein berühmter Filmstar sein wird.

*

1000 Pferde aufzutreiben, und das unter den heutigen Verhältnissen, ist gar nicht so einfach, wie es klingt. Vor ca. zehn Jahren, ja sogar noch vor fünf Jahren, wäre es ein Leichtes gewesen; doch seitdem das Automobil die Oberhand gewonnen hat, geht es mit der Pferdeindustrie zusehends bergab.

Eine der schwersten Aufgaben, welche Jack Moore, dem Superintendenten der 1000 Acker großen Paramount-Farm zufiel, bestand darin, 1000 Pferde für den Paramount-Film „Der weiße Harem, einem Melodrama der Schara nach dem bekannten Roman „Beau Sabreur" von Sir Percival Christophen Wren, dem Verfasser von „Blutsbrüderschaft", aufzutreiben. Als der Regisseur ihm diesen Auftrag mit ernster Miene übergab, konnte Moore nur sehr schwach ein Lächeln unterdrücken, denn er dachte sich diese Aufgabe sehr einfach. 1000 Pferde sind ja schließlich eine Kleinigkeit. Doch er hatte die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Farmer von fünf Staaten wurden verpflichtet, die 1000 Pferde nach Hollywood zu treiben; und zwar kamen sie von Kalifornien, Montana, Wyoming, Oregon und Texas. Herr Moore sagt: „Ich glaube nicht, daß augenblicklich im ganzen Staat Kalifornien so viele Pferde vorhanden sind. Wir haben hier zwei Millionen Automobile, denn dieser Staat ist der zweitreichste (an Automobilen natürlich) der ganzen Vereinigten Staaten." Eine andere schwierige Aufgabe war die Beschaffung von 200 Kamelen, welche auch in diesem Film benötigt wurden.

Evelyn Brent und William Powell, welche mit „Unterwelt" einen durchschlagenden Erfolg kreierten, sind zusammen mit Gary Cooper in „Der weiße Harem" zu sehen.

*

Mit „Wings", Paramounts packendem Heldendrama der Lüfte, wird eine neue Idee in Kriegsfilmen präsentiert. Mit Ausnahme aller der Szenen, welche auf der Erde gedreht werden mußten, wurde die ganze Handlung des Films in der Luft oder von der Luft aus photographiert. 120 Flugzeuge, Kriegsfokker, schnelle Spads und die schwereren Bombenflugzeuge unter anderem, wurden zusammen mit riesigen Beobachtungsballons derselben Art, wie sie während des Weltkrieges benutzt wurden, gebraucht. Die Herstellung von 21 Meilen Unterstände und 68 Meilen Stacheldrahtverhaue dauerte sechs Monate. 5000 Männer — gleichbedeutend mit einer ganzen Armeedivision — brauchte man zur Verfilmung der Schlachtszenen. Keine Kamera arbeitete auf dem Erdboden. Sie waren alle auf 100 Fuß hohen Kameratürmen montiert, oder arbeiteten direkt vom Steuer, Flügel oder den Maschinengewehrröhren angreifender Flugzeuge und dem Fesselballon aus. Achtzehn Kameras photographierten die Szenen aus der Vogelschau. Namhafte Flieger von vier Nationen, wie der Deutsche Carl von Hartmann, der Amerikaner James Henley, der Franzose Parsons und der Engländer S. C. Campbell, arbeiteten an diesem Film.

Durch die Kampfszenen weht die Romanze zweier Flieger, Charles Rogers und Richard Arlen, und eines Mädchens, Clara Bow, der berühmte Star mit dem „gewissen Etwas". William Wellman, ein Kriegsflieger a. D., inszenierte „Wings".

Die berühmtesten Flieger der ganzen Welt, welche diesen Film sahen, haben ihn mit den Worten höchsten Lobes indossiert. Während eines Interviews, welches der deutsche Ozeanflieger Freiherr **von Huenefeld** bei seiner Rückkehr in Berlin gewährte, hatte er das folgende über den Film „Wings" zu sagen, welchen er in Neuyork sah: „Meine persönliche Meinung ist, daß ein Film wie „Wings" das erschütterndste und zugleich erhabenste Denkmal für das Heldentum der Piloten aller Nationen bedeutet, und daß ein solcher Film zugleich das beste Mittel ist, auf dem Wege internationaler Völkerversöhnung und Völkerverständigung mitzuarbeiten. Ich möchte allen Kameraden und Männern, die in dem großen Ringen der Nationen mit- und gegeneinander gestanden haben, wiederholen, daß „Wings" für mich und meine Freunde ein ehrlicher, erschütternder Eindruck war."

Während der kommenden Saison wird ganz Europa Gelegenheit haben, dieses Meisterwerk des Films zu sehen.

Rachsüchtige Testamente.

Ein interessanter Gesetzentwurf ist kürzlich im englischen Oberhaus eingebracht worden. Er wendet sich gegen die sogenannten „rachsüchtigen Testamente“ und will sie für die Folgezeit als unwirksam erklärt wissen. Und zwar handelt es sich hier um jene Testamente, die verstorbene Ehemänner gegen ihre Gattinnen erlassen, um ihnen noch sozusagen aus dem Jenseits heraus einen Tort anzutun.

Was für Blüten diese Rachsucht per Testament gelegentlich zeitigt, dafür hat das Oberhausmitglied, das den Gesetzentwurf begründete, Lord Astor, einige bezeichnende Beispiele zum besten gegeben. Er hat sie, wie er versichert, zum größten Teile selbst erlebt. Beschäftigt man sich mit ihnen, so faßt man sich an den Kopf —: was muß in diesen Menschen vorgegangen sein, wenn sie ihren Haß gegen einen Mitmenschen, mit dem sie Jahre und Jahre Seite an Seite verbracht, nicht zum Schweigen bringen konnten selbst inmitten ihrer Beschäftigung mit dem Tode? Gewiß: es sind meist „nur“ finanzielle Schädigungen, die sie ihrer Gattin oder ihren Nachkommen zufügen . . . aber wieviel verbissene Wut, wieviel Freude an schwerer Kränkung spricht aus den verdrehten Bestimmungen, die sie ihrem langen Haßgrübeln abringen . . .

Da ist beispielsweise vor kurzem ein Londoner Kaufmann gestorben. Schwerreich. Sein verfügbares Vermögen belief sich auf 72 000 Pfund — also auf fast anderthalb Millionen Goldmark. Dieses ganze Vermögen vermachte er Personen, von denen er, wie sein Testament besagt, genau wußte, daß sie mit seiner Frau verfeindet oder ihr jedenfalls aus dem einen oder anderen Grunde verhaßt waren. Seine Frau aber enterbte er nicht etwa, sondern er vermachte ihr — e i n e n S c h i l l i n g, mit dem ausdrücklichen Bemerken, sie möge einen „guten Gebrauch von der Summe, die sie eigentlich nicht verdient“, machen . . .

Noch liebenswürdiger war ein reicher Ehemann aus der Provinz, der sein Vermögen an eine Stiftung schenkte und seiner Frau einen Viertelpenny hinterließ, wobei er noch zur Bedingung machte, daß dieser Betrag ihr in einem unfrankierten Brief übermittelt werden müsse, andernfalls diese „Erbschaft“ ihr entzogen werde!

Eine tolle Bedingung knüpfte ein dritter Testator an das Erbteil, das er seine Gattin hinterließ. Es handelt sich um ein Vermögen von etwas über zweihunderttausend Pfund, also um vier Millionen Goldmark. Diesen Betrag vermachte er seiner Frau, knüpfte aber die Bedingung daran, daß sie in Zukunft nie mehr unverschleiert sich zeigen dürfe — weder im Hause, noch gar auf der Straße! Falls gegen diese Bedingung verstoßen werde, solle eine Buße von zweihunderttausend Pfund — also der Verlust des ganzen Vermögens — in Kraft treten. Auch fällt das Geld restlos an eine Wohltätigkeitseinrichtung, falls sich die Frau noch einmal verheiratet oder sonstwie zu einem Manne in Beziehung tritt.

Wieder ein anderer Mann in Nottingham vermachte allen seinen Angehörigen insgesamt einen halben Penny mit der Maßgabe, daß die Erben sich in dieses „Vermögen“ zu gleichen Sätzen zu teilen hätten.

Der Feind des Verbrechers.

Nach Ansicht der Kriminalisten unserer Zeit hat ein Verbrecher heutzutage nur äußerst geringe Aussichten, seiner Strafe zu entgehen. Die unscheinbarsten Kleinigkeiten führen zur Aufdeckung eines Verbrechens und seiner Zusammenhänge. Dinge, die in früheren Jahren überhaupt unbeachtet blieben, wie etwa ein abgebranntes Streichholz, etwas Zigarrenasche, ein Haar, ein Lehmklümpchen von einem Schuh oder gar ein Staubkorn auf einem Rockärmel, — all diese Bagatellen können wohl einem Menschen den Kopf kosten. Man braucht nur einmal den Verlauf der Tatsachen bei Entdeckung eines Verbrechens zu beobachten. Hier sei als Beispiel ein Fall erzählt.

Ein Schutzmann findet im Stadtpark eines Morgens früh, im Gebüsch versteckt, ein Bündel, das seine Aufmerksamkeit erregt. Er reißt die Verpackung an dem einen Ende auf und entdeckt zu seinem Entsetzen, daß das Bündel die Leiche eines Mannes enthält, der augenscheinlich ermordet wurde, denn der Körper ist mit kräftigen Stricken umschnürt und fast zusammengeknickt, so daß die Knie des Unglücklichen gegen das Kinn stoßen. Die Leiche ist nur mit Hemd, Hosen und Schuhen bekleidet. Rock, Weste, Krawatte, Kragen und Strohhut liegen neben dem toten Körper. Sonst ist nichts besonderes zu bemerken. Die benachrichtigte Polizei steht vor einem Rätsel, — man kann weder feststellen, wer der Tote ist, noch welcher Beweggrund dem Verbrechen zu Grunde liegt, geschweige wer der Täter ist. Es finden sich weder Fingerabdrücke, noch Fußspuren.

In dieser Notlage nahm man das Mikroskop zu Hilfe. Man stellte fest, daß das blutbesudelte Haar des Ermordeten winzige Stäubchen von Anthrazitkohle, Sand und Sägespäne enthielt. Auch fand man ein ganz kleines gelbes Kartonspitterchen sowie zwei stecknadelkopfgroße Würmchen, die völlig farblos waren. Die wissenschaftliche Untersuchung ergab, daß diese Würmchen generationenlang im Stockfinstern gelebt haben mußten. Auf den Hosen wurden einige Stearinflecke festgestellt.

Nun beschäftigte man sich noch eingehender mit den Kleidern des Toten. Der daraus entfernte Staub wurde mikroskopisch untersucht, und es fand sich, daß auch er Kohlen- und Sandteilchen sowie Sägespäne enthielt. Daneben aber fand man auch eine grüne Filzfiber sowie ein millimetergroßes Korn aus einem roten, durchsichtigen Stoff. Hosen, Hemd und Schuhe waren mit mikroskopischen Schwämmen besetzt, die in dunklen, feuchten Kellern gedeihen. Aus all diesem konnte man also den Schluß ziehen, daß die Leiche, bevor sie in den Stadtpark gebracht wurde, in einem dunklen, feuchten Keller gelegen haben mußte, in dem Kohlen, Sand und Sägespäne aufbewahrt wurden. Die neben dem Toten liegenden Kleider aber waren mit einem anderen Schwamm durchsetzt, der sich nur in Kellern findet, in denen Wein oder Bier lagert.

Nun galt es, die Persönlichkeit des Toten festzustellen. Hier nahm die Polizei ihre Zuflucht zu dem Verzeichnis der in der letzten Zeit als verschwunden und vermißt gemeldeten Personen. Man ließ die betreffenden Angehörigen kommen und zeigte ihnen die Leiche, und man hatte auf diese Weise bald heraus, daß man es mit einem jungen Büroangestellten zu tun hatte, der vor einer Woche verschwunden war. Wer aber konnte ihm nach dem Leben getrachtet haben? Man forschte seinen Lebensgewohnheiten nach und stellte fest, daß er für Pferderennen sehr interessiert gewesen war und mit verschiedenen berüchtigten Buchmachern in Verbindung gestanden hatte. Diese Buchmacher wurden nun zunächst heimlich überwacht, ohne daß sie selber die geringste Ahnung davon hatten. Einer von ihnen wohnte im Erdgeschoß eines Hauses, das zahlreiche Lagerkeller hatte. In aller Heimlichkeit wurden diese Keller in Augenschein genommen. Man fand an der Kellertreppe eine Stelle, wo die Kalkverputzung der Wände feucht, also kürzlich mit Wasser in Berührung gekommen war. Doch war die Reinigung nur so mangelhaft geschehen, daß man noch einige Haare sowie auch winzige Blutspuren fand. Die Haare sahen genau aus, wie die des Toten, das Blut wurde durch mikroskopische Untersuchung als Menschenblut festgestellt. Im ersten Keller war der Boden mit Sägespänen bedeckt und in einer Holzkiste befanden sich Kohlen. Ebenso wurde ein Weinfaß gefunden. — In einem zweiten Keller wurden Kisten mit altem Packpapier gefunden sowie gelbe Kartonstückchen, die analysiert wurden; ihre Zusammensetzung entsprach genau dem des Kartonstückchens in dem Haar des Toten. An den Wänden des Kellers wurden in reichen Mengen dieselben Schwämme gefunden, die auch an den Kleidern des Toten hafteten. Es war also ohne jeden Zweifel aufgedeckt, daß die Leiche in dem Keller des Buchmachers gelegen hatte. Wo aber war der Mord begangen und wer war der Täter?

Man machte sich nun daran, den Sand und die Sägespäne vom Fußboden des Kellers zu sieben und fand auf diese Weise die Schnitzelchen einer Fahrkarte, die unendlich mühsam zusammenzusetzen war, sich schließlich aber als eine Untergrundkarte erwies, die am gleichen Tage abgestempelt war, an dem man den Toten zuletzt gesehen hatte. Es war jedoch keine Blutspur in diesem Keller zu finden. Nach langem Suchen entdeckten die Detektive endlich hinter einer großen Packkiste einen dritten Keller, zu dem einer der Schlüssel des Buchmachers paßte. Sie öffneten die Tür und drangen in den dunklen Raum ein. Hier waren die Wände mit Blut bespritzt und weiße Würmer, wie man sie im Haar des Toten gefunden, krabbelten auf dem Fußboden und an den Wänden umher.

Angesichts dieser vernichtenden Beweislast leugnete der Buchmacher nicht mehr, sondern gestand sein Verbrechen ein, das ihm sein Leben kostete. Wie es ein amerikanischer Verbrecher vor kurzem in seinem Memoiren ausgedrückt hat: „Es lohnt nicht mehr, Verbrecher zu sein!“

Aus aller Welt.

Calderon-Uraufführung in Regensburg. Otto Zoff hat Calderons Drama „Die Locken des Absolon“ übersetzt und neu bearbeitet. Das Werk kommt in der neuen Fassung in der Winterspielzeit am Regensburger Stadttheater zur Uraufführung.

Petersilie als Gift für Vögel. Ein Pariser Chemiker hat versuchsweise einigen Vögeln Petersilie zu fressen gegeben, mit dem Erfolg, daß sie zugrunde gingen. Papageien wurden davon betrunken, und erst, nachdem der Petersilie der Saft entzogen worden war, konnte sie ohne Nachteile als Vogelfutter verwendet werden.

Kommen die langen Röcke wieder? Die englische Modeausstellung in London zeigt verschiedene Kostüme von verdächtiger Rocklänge, so daß sich die englische Oeffentlichkeit bereits mit der Frage beschäftigt, ob die lange Mode wieder auftauche. Ihre Einführung durch die Modeindustrie dürfte jedenfalls heute auf allgemeinen Widerstand stoßen.

Fröhliche Ecke.

Wie man's macht . . . Ein Junge ist hingefallen und brüllt mordsjämmerlich. Mitleidig sagt ein Passant: „Aber Junge, heul doch nicht so! Ein so großer Junge weint doch nicht mehr!“ — „Was soll ich denn sonst machen,“ schluchzt der Bengel; „Sie sagen, zum Weinen bin ich zu groß, aber zum Schimpfen bin ich jedenfalls noch zu klein.“

Kurz und bündig. „Das Auto, behaupten Sie, repariert zu haben?“ telephoniert Graupe seinem Autoschlosser. „Sofort lassen Sie den Kasten wieder abholen.“ — „Was haben Sie noch auszusetzen?“ — „Ich gar nichts. Fragen Sie den Motor!“